

### Gedanken zum Toten, Sonntag Unsere Toten

Wer aus der Welt geht, braucht noch nicht aus meinem Leben zu gehen; er tritt vielleicht erst dann ganz lebendig, wahr und tief hinein.

Auch von den Toten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück, und die Nachgelassenen sollen nicht vergessen, daß sie in seinem Lichte stehen, damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten.

Der Tod eines heißgeliebten Menschen ist die eigentliche Weisheit für eine höhere Welt. Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu suchen habe!

### Zum Gefallenengedenktage

Gedanken eines ehemaligen Kriegsteilnehmers

Es handelt sich nicht um eine Verharmlosung des Kriegs, wenn wir Gefallenengedenktage feiern. Dazu sind denen, die einem todtunden Kameraden die Hand zum letzten Abschied reichen mußten, die Erinnerungen zu schmerzhaft und zu furchtbar. Es ist darum nicht von ungefähr, daß es fast ein Jahrzehnt gedauert hat, bis die die Feder zu den sog. „Kriegsbüchern“ eintauchen, die aus eigener Erfahrung schreiben konnten. Aber so Schweres sie auch geschrieben haben, das Schwerste ihres persönlichen Kriegserlebens haben die meisten von ihnen nicht geschildert. Das ruht wie ein schwerer Stein oder ein dunkler Fleck in der Tiefe ihrer Seele.

Schwer war das Kriegsergebnis, erschütternd schwer. Die Jungen, die den Krieg nur aus den Büchern kennen, sollten sich das von den Älteren gesagt sein lassen. Ein Gefallenengedenktage, der diesen Ernst vermissen läßt, ist fehl am Platz. Um es kurz auszudrücken, was die Kriegsgenerationen am Sonntag bewegt, das ist das: zunächst der rein persönliche Schmerz um den gefallenen Kameraden. Sein Tod ist eine Wunde, die in dem Zurückbleibenden brennt, „als wär's ein Stück von ihm“. Aber wir stellen das zurück. Was uns noch viel tiefer im Herzen brennt, das ist unser außenpolitisches und innenpolitisches Schicksal. Daß das edle Blut unserer gefallenen Mitkämpfer nicht diese politische und wirtschaftliche Erniedrigung unseres Volks verhindern konnte, diese schmachtvollen Verträge und Fesseln, unter denen sich unser deutscher Volkstörper in Fieberschauern windet, das macht uns zu schaffen. Und innenpolitisch: wo ist die Volksgemeinschaft geblieben, wo das Bewußtsein, ein Volk zu sein, um dessen Erhalt so viel teures Bruderblut vergossen worden ist? Mit Scham müßten wir heute vor unseren Gefallenen stehen, wenn sie vor uns hinträten und vor uns die Früchte ihres Opfertods heischten. Der Krieg ist nicht mehr; aber der Frieden ist auch nicht. Der Haß gegen den nationalen Feind ist nicht mehr, aber der Bruderhaß tut sein furchtbares Zerstörungswerk. Häufig schmerzt uns die Frage, ob das heldenhafte Opfer umsonst gebracht sei. Es ist nicht umsonst gebracht, wenn die Radikommen des Bluts sich wert zeigen, das für die Erhaltung unserer Heimat und die Neuschaffung unseres Volks geflossen ist; wenn wir die Früchte, die aus den dargebrachten Opfern blühen sollten, nicht in freilem Uebermut zertreten. Es ist umsonst gebracht, wenn wir die Opferrolle, die uns Lebenden und Verschonten von unseren Toten zu heiliger Hut übergeben worden ist, ehrfurchtslos verschütten. Dann aber stehen wir als die Verächter an diesem Volkstrauertage, und der Klageruf unserer gefallenen Brüder schlägt uns nieder: „nicht würdig befunden!“

F. Hilzinger.

### Politische Wochenrundschau

Das Ereignis der Woche waren die Landtagswahlen in Hessen. Sie wurden mit großer Spannung erwartet, weil man allgemein und wohl mit Grund annimmt, daß sie von Vorbedeutung für die im nächsten Frühjahr bevorstehenden Preußenwahlen, für die Reichs-

präsidentenwahl und für die nächsten Reichstagswahlen sein werden. Dies erklärt zum Teil auch die starke Wahlbeteiligung von 82,2 v. H. Nun, die hessischen Wahlen haben die Entwicklung fortgesetzt, die sich schon in den vorhergehenden Wahlen in Hamburg, Mecklenburg, Bremen und anderwärts angekündigt hatte. Die Wahlsieger sind auf der ganzen Linie die Nationalsozialisten. Gegenüber der Reichstagswahl vom 14. September 1930 haben sie ihre Stimmen von 137 981 auf 291 189 mehr als verdoppelt und sie genau um 115 v. H. gesteigert. Die bisherige leit 1919 in Hessen bestehende (Weimarer) Regierungskoalition von Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten ist in die Minderheit gekommen; die Demokraten bzw. die Staatspartei ist bis auf einen einzigen Mann verschwunden, die Sozialdemokraten haben von ihren 25 Sitzen 10 an die Kommunisten und Nationalsozialisten abgeben müssen und selbst das Zentrum hat infolge der starken Wahlbeteiligung von seinen 13 Mandaten 3 verloren, obgleich es an Stimmenganzahl zugenommen, also tatsächlich seinen Besitzstand behauptet hat. Die Nationalsozialisten, die bisher im hessischen Landtag überhaupt noch nicht vertreten waren, haben 27 Mandate gewonnen, wogegen allerdings die Mittelparteien auf je 1—2 Vertreter zurückgegangen oder ganz verschwunden sind. Den Deutschnationalen ist vom Christlichen Volksdienst und von den Nationalsozialisten je ein Sitz abgenommen worden. Es wurde festgestellt, daß die Jungwähler in Stadt und Land fast durchweg ins nationalsozialistische Lager marschiert sind.

Was soll nun werden? Am 3. Dezember tritt der neue Landtag zusammen, um die Regierung zu bilden. Da die bisherige Koalition, wie gesagt, keine Mehrheit mehr hat, die Nationalsozialisten mit den dezimierten bürgerlichen Parteien aber noch keine Mehrheit aufbringen können, liegt die Entscheidung wieder beim Zentrum. Es ist also die Frage, ob das Zentrum in die Opposition gehen oder der Rechtskoalition sich anschließen oder zu dieser in ein ähnliches Verhältnis treten wird, wie die Sozialdemokratie zur gegenwärtigen Regierungskoalition im Reichstag, daß es also die hessische Regierungskoalition „tolerieren“ d. h. stillschweigend unterstützen würde. Sehr wahrscheinlich werden über diese Fragen bereits Verhandlungen geführt, doch ist darüber noch nichts bekannt geworden. Daran ist aber wohl nicht zu zweifeln, daß Hessen nun einen nationalsozialistischen Staatspräsidenten erhalten wird.

In Berlin weiß man noch nicht recht, wie man sich zu der hessischen Lage stellen soll. Von dem „Bürgerkrieg“, den die sozialdemokratischen Führer glauben befürchten zu müssen, kann keine Rede sein, wenigstens würde er sicher nicht von nationalsozialistischer Seite ausgehen. Aber auch die Konferenz der deutschen Innenminister, die in dieser Woche unter dem Vorsitz des Reichsinnenministers Brüner in Berlin stattfand, hat Maßnahmen vorgelesen, die etwaige Bürgerkriegsgefahr im Keim ersticken können. Die meisten der versammelten Polizeiminister werden dem Reichsminister darin beigestimmt haben, daß keine Schikanen und derartige verfehlte Maßnahmen wie z. B. die Presseverbotung peinlich vermeiden werden müssen, weil sie nur — mit Grund — Verbitterung erzeugen und daß deshalb parteipolitische Tendenzen künftig unbedingt auszuschalten seien. Um so schärfer sollen die wohlwogenden Schutzmaßnahmen, und zwar in allen Ländern gleichmäßig gehandhabt werden. Und ein kräftiger Zugriff tut not. Es ist eines Ordnungsstaats wie Deutschland unwürdig, wenn Hitler dem Reichspräsidenten eine Liste von 200 Toten seiner Partei präsentieren konnte, die in den letzten zwölf Jahren durch Messer und Kugel politischer Gegner gefallen sind. Es wurde hüben und drüben gesündigt. Wie sinnlos sind doch diese Opfer an Blut und Leben! Wird auch nur das geringste Stückchen am deutschen Schicksal dadurch geändert, daß Brüder derselben Not und Entbehrung, nur weil die Entwicklung sie in getrennte politische Lager geführt hat, sich auf die Straße stellen! Da will nun Brüner und wollen die Länderregierungen endlich mit eisernen Mitteln und schärfsten Strafen eingreifen. Hoffentlich werden diese Maßnahmen nie oder nur noch in seltenen Fällen nötig werden. Hat doch der Zentralausschuß der Kommunistischen

Partei den erfreulichen Beschluß gefaßt, vom „Einzelterror“ künftig abzusehen.

Inzwischen bereiten sich in unserer Außenpolitik wichtige Entscheidungen vor. Laval und Briand auf der einen Seite — Hoeseh und Bülow auf der anderen Seite. Sie wollen sich „verständigen“. Ein merkwürdiges Wort, das jeder wieder anders deutet! Nur der Franzose weiß, was das Wort bedeutet, nämlich nichts anderes, als daß Deutschland „nachzugeben“ hat. Frankreich — und darüber besteht kein Zweifel — will, daß Deutschland allererst seinen Tributverpflichtungen nachkommt und sie spätestens am 1. Juli 1932, also nach Ablauf des Hooverjahrs, wieder aufnimmt, womöglich in ihrem ganzen im Youngplan festgesetzten Umfang, worüber der „Sonderauschuß der WZ“ gütlichlich sich äußern soll, jedenfalls aber bezüglich der „ungeschützten“ d. h. unausschließbaren Tributraten (= 600 Millionen Goldmark), die ja zum größten Teil für Frankreich und den übrigens schon längst bezahlten Wiederaufbau der zerstörten Gebiete bestimmt sind.

Wir aber sagen: Das acht nicht! Wir haben einschließlich des hypothekarischen Auslandsschulden nicht weniger als 30 Milliarden Auslandsschulden, die wir jährlich mit 1,7 Milliarden verzinsen müssen. Wir werden kaum fertig mit unsern Verpflichtungen im Stillhalte-Halbjahr, geschweige denn mit den Leistungen gegenüber unsern Privatgläubigern nach dem 1. März 1932. Von Tilgung der Schulden gar ist keine Rede. Erst kommen diese Privatschulden daran — und dann? Ja dann bleibt uns kein roter Heller für die politischen Schulden übrig. Also Schluß mit dem Tribut!

Erfreulicherweise stellen sich auf diesen Standpunkt auch Auslandsgläubiger, vor allem Italiener. Es ist anzunehmen, daß Grandi bei seinem gegenwärtigen Besuch in Washington bei Hoover und Borah die deutsche These, die Mussolini auch zu der seinigen gemacht, eindeutig vertreten hat. Und England? Dort ist eine neue Regierung. Ihre beiden Führer Mac Donald und Baldwin haben mit ihrer Ansicht zur französischen Prioritätstheorie („erst Tribute, dann Privatschulden“) kein Hehl gemacht. Provisorische Kompromisse (z. B. ein Young-Restorium oder eine Revision des Zahlungsplans) würden, erklärte Mac Donald, die Verhältnisse nicht verbessern, vielmehr bedürfte es jetzt einer umfassenden und dauernden Regelung. Und Baldwin erklärte am 13. November im Unterhaus, die englischen Privatguthaben in Deutschland dürfen nicht durch politische Schulden gefährdet werden.

Aber merkwürdig, sobald die Engländer allemal mit den Franzosen in ernste Verhandlungen von Person zu Person kommen, geben sie nach. So hat denn auch der neue englische Außenminister Simon, der zurzeit an den Sitzungen des Völkerbundsrats in Paris teilnimmt, in Gesprächen mit Laval und Briand sich bereit, jene Worte Baldwins abzuschwächen und zu versichern, England beanpruche keine Bevorzugung der Privatschulden, sondern wünsche, daß sowohl die Privatschulden, als auch die Tributverpflichtungen geregelt werden.

Nun ist allerdings die deutsche Ausfuhr in starkes Aufwärtswachstum begriffen. In den ersten neun Monaten 1931 beläuft sich der Ausfuhrüberschuß über die Einfuhr auf 2358 Mill. M., wovon allerdings 347 Millionen auf Tributleistungen und rund 350 Millionen auf das Ruffengeschäft entfallen. Auch der Oktober hat einen Ausfuhrüberschuß von 54 Millionen gebracht. Aber bei den gedrückten Weltmarktpreisen — die Großhandelsmehrwert ist seit Beginn der Krise in den meisten Ländern um mehr als 17 v. H., in Deutschland um 13 v. H. gesunken — ist an der deutschen Ausfuhr herzlich wenig verdient. Die Ausfuhrsteigerung ist zu einem nicht geringen Teil darauf zurückzuführen, daß die Auslandskunden sich vor Inkrafttreten von Einfuhrbeschränkungen in ihren Ländern — England, Frankreich, Schweiz, Holland, Finnland, Türkei usw. — noch eindecken wollten. In England ist ein zunächst auf sechs Monate befristetes Gesetz angenommen worden, das den Handelsminister ermächtigt, die Zölle auf die Haupthandelswaren bis aufs Doppelte zu erhöhen. Der deutsche Außenhandel wird diese Handelserschwerungen durch Kontingente und Hochschutzzölle des Auslands sehr zu spüren bekommen. Es wird neue Opfer an der Preisgestaltung erfordern, d. h.

### Die Spord'schen Jäger

Roman von Richard Stowronnel.

„Mit Günst und in Ehren,“ erwiderte die dicke Ketteldorffin, versuchte ein recht hochmütiges Gesicht zu machen, aber das hatte seine Schwierigkeiten vor dem neuen Gesellen. Wie ein rechter Schlagetot stand er da, über sechs Schuh groß, und das stolze Aufwerfen des Nackens hatte eine Grenze an dem Höhenunterschied und dem steifen Panzer aus Fischbein, der die Fülle des Leibes umspannte. Heinrich Kremzow nickte ihr freundlich zu. „Strapazieren Sie sich nicht, Frau Meisterin, mein Mutting ist auch so dick wie Sie,“ und er schüttelte ein Duzend rotbraune Hände, wie Rahnschuppen so groß, denn die Fischerknechte standen nach altem Brauche im Kreise hinter ihrer Herrschaft bei der Begrüßung. „Gooonen Instand,“ sagten sie und erwiderten nach Kräften den Händedruck. Der alte Traugott Claassen, der Fite Bohn, der Detlaf Ringesen und all die andern. Alles mußte seine Art haben im Fischergewerbe, denn das war eine vornehme Handtierung, kam gleich hinter der Jagd, die die Herren betrieben. Wegen der Gefahr und des ungewissen Ertrages. „Mit Gott“ sagte man jedesmal, wenn man das Netz ausstellte.

Alle zogen sie in die gute Stube des Fischerhauses, setzten sich um den weißgedeckten Tisch, und Mite brachte die große Kaffeekanne. Ein labriges Getränk, das aber bei feierlichen Gelegenheiten zur Einleitung gebräuchlich war, bis nachher die schärferen Sachen kamen, das Bier und der doppelt eingebrannte Korn. Die verwitterten alten Knechte hielten in einiger Verlegenheit die ungewohnte Zigarre zwischen den groben Fingern, eiliche von ihnen benutzten sie

mehr zum Kauen als zum Rauchen. Und man sprach von der unterschiedlichen Fischerei auf dem Lenzburger- und Wittensee. Wie merkwürdig es wäre, daß die Heringe sich durch den Kanal in das Brackwasser gezogen hätten, und wie lohnend, den Segen mit den Netzen nur so in den Kahn zu heben. Der alte Traugott Claassen aber meinte, das wäre kein Fischfang mehr, sondern ein Geschäft. Und langweilig müßte es sein, immer genau vorher zu wissen, was man mit den Netzen herauszöge.

So ging die Rede bedächtig hin und her, Heinrich Kremzow aber sah mit Wohlgefallen der Hausstochter zu, wie sie den Kaffee einschenkte und den Kuchen schnitt. Ihr Wesen gefiel ihm, und er gedachte für längere Zeit Einstand zu nehmen im Lenzburger Fischerhause. Durch einen freundlichen Mittelsmann war nach Wittensee die Nachricht gekommen, der alte Ketteldorff würde froh sein, wenn er die lohnende Erbpacht einem tüchtigen Schwiegerohn abgeben könnte, und da hatte er sich aufgemacht. Ansehen stand frei, verpflichtete zu nichts. Man schnürte sein Bündel mit Vergünst und zog weiter. Von diesem schlanken Mädel aber ging etwas Aufreizendes aus, etwas wie ein drohender Kampf, ganz anders schien sie in ihrer Art als die sanften blonden Hausstochter da oben in seiner Heimat, die man ihm bisher zugeföhrt hatte. Der heiße Wunsch regte sich in seinem Herzen, ihr Wohlgefallen zu erringen, wenn es nicht anders ging, sie zu erobern, auch gegen ihren Willen. Braun schimmerte es auf ihren Wangen, wie über einer reifen Haselnuß, braun waren die stinken kleinen Hände und braun die schweren Flechten, die den zierlichen Kopf umrahmten. Am reizvollsten aber dünkten ihn die seltsamen Augen ohne Glanz, die wie ein Paar große Türkise unter den an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen.

Mite Ketteldorff stellte die bauchige Flasche mit doppelt gebranntem Kümmel auf den Tisch, setzte sich auf das steif-lehnde Sofa neben die Mutter und legte die braunen Hände in den Schoß. Schweigsam hörte sie der Unterhaltung der Männer zu, dem neuen Gesellen schenkte sie keine Beachtung. Da ärgerte der lange Heinrich von Wittensee sich zuerst ein wenig, dann aber strich er sich den weißblonden Schnurrbart, der wie ein heller Schein in seinem sonnenerbrannten Gesicht stand. Diese hochmütige Sorte mußte anders behandelt werden als die bescheidenen blonden Mädel da oben rings um den Wittensee. Wenn man sie gewinnen wollte, mußte man mit gleicher Münze zahlen! Und er tat, als wäre die braune Mite gar nicht vorhanden, unterhielt sich nur mit dem Vater, gab bereitwillig auf alle Fragen Auskunft, die sich eingehend mit seiner Familie beschäftigten. Wieviel Brüder und Schwestern sie wären in dem Fischerhause, ob der Älteste einmal allein das ganze Gewerbe bekäme, oder ob den jüngeren Geschwistern ein ordentliches Ausgedinge sichergestellt wäre. Fragen, die notwendig waren, wenn man einen neuen Gesellen annahm, und er sollte einmal vielleicht zum Hause in ein näheres Verhältnis treten! Nur ärgerte es ihn, daß der alte Ketteldorff mit seinem kurzen Atem allein die Fragen stellte, die Frau und Tochter hörten hochmütig zu, als ginge sie das alles nichts an. Da wäre er am liebsten aufgestanden, hätte den Stuhl zurückgeschoben: Mit Verlaub, Frau Meisterin, wenn Sie sich für Ihre Tochter einen Grafen suchen, brauchen wir uns nicht weiter zum Narren zu halten! Ich fahr' nach Wittensee zurück und holla! Aber wozu gleich die Bütte mit den Fischen ausschütten, was wußte die Braune da drüben denn, was er eigentlich für ein Kerl war?

Fortsetzung folgt.

Die Senkung der Ertragssteuern wird in Deutschland fortgesetzt werden müssen, wenn die neuen Schwereigkeiten einigermaßen überwunden werden sollen. Auffallend ist es, daß mit unerer Ausführleistung die Zunahme der Arbeitslosigkeit gleichen Schritt gehalten hat, statt daß sie, wie man erwarten sollte, gemindert würde. Auch dieser Umstand ist eine Mahnung, an die Ausführegebnisse keine überhöhten Hoffnungen zu knüpfen. Ende Oktober wurden im Reich 4 622 000 Arbeitslose gezählt.

So erfreulich aber auch der 2-Milliarden-Ausführüberschuß an sich ist, so bedingendend der Rückgang der Reichseinnahmen. Nach der amtlichen Veröffentlichung sind in im ersten Halbjahr des Haushaltsjahres 1931 (1. April bis 30. September 1931) an Steuern, Zöllen, Monopoleinnahmen, Aufbringungsumlage insgesamt 3,847 Milliarden RM. eingekommen, also 1,2 Milliarden — oder für das ganze Haushaltsjahr 3 Milliarden weniger als veranschlagt worden war — und doch war der Haushalts, wie Reichskanzler Brüning erklärte, „mit Verantwortung und Sorgfalt, sachlich und mit vorzüglicher Schätzung“ seinerzeit aufgestellt worden.

Und nun noch ein Jubiläumsgedanke! Am 17. Nov. 1881 hatte Kaiser Wilhelm I. den Grundstein zu dem mächtigen Bau der deutschen Sozialversicherung gelegt. Es sind nun 50 Jahre darüber ins Land gegangen. Viel Segen hat das Werk gebracht. Aber es hat auch starke Risse bekommen, so daß einzelne Teile einzustürzen drohen. Das ist nicht des Gründers Schuld. Er hatte es wahrhaftig gut gemeint, als er jene berühmte Botschaft durch Bismarck an den Reichstag richtete.

## 50 Jahre deutsche Sozialversicherung

Am 17. November sind 50 Jahre vergangen, seitdem vom ersten Hohenzollernkaiser die Inangriffnahme des gewaltigen Baus der deutschen Sozialversicherung angekündigt wurde. Ihre Bedeutung würdigen im neuesten Heft der „Deutschen Juristen-Zeitung“ zwei besonders fachkundige Beurteiler: der ehemalige Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Paul Kaufmann und der Präsident des Bayerischen Staatlichen Landesamts, Prof. Dr. Jahn. Wir stellen zunächst aus der Abhandlung Kaufmanns im Nachstehenden das Wichtigste zusammen.

Die Novemberbotschaft war eine unvergleichliche staatspolitische, kulturelle und soziale Grostat. Zum ersten Mal in der Weltgeschichte wurde die Befähigung der Nächstenliebe als Pflicht der staatlichen Gesamtheit anerkannt. Der Arbeiterschaft „größere Sicherheit und Ertragsfähigkeit des Bestandes“ zu gewähren, bezeichnete die Botschaft als „eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens“. Dieser Standpunkt ist seither Gemeingut des größten Teils der Menschheit geworden. Seine Verwirklichung in Deutschland aber hat Fürst Bismarck, beraten von treuen Mitarbeitern wie Voeltzner, Hoffmann, Böckler, Boeddeke usw. mit der eisernen Energie durchgesetzt, ohne die unsere soziale Versicherungsgeschichte vielleicht überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Binnen wenigen Jahren, von 1882—1889, wurde die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung geschaffen. Einrichtungen, zu deren mehr oder weniger gelungener Nachbildung andere Staaten Jahrzehnte gebraucht haben. Das feste Rückgrat der neuen Gesetzgebung waren der Versicherungswang und der durch Leistung von Beiträgen erworbene Rechtsanspruch auf Fürsorge. Die Leistungen aus der neuen Versicherung waren mit Vorbedacht dem Staat gegenständig, daß die Wirtschaft nicht über Gebühr belastet und die Selbsthilfe der Versicherten nicht erodiert wurde. Der Verlauf der Dinge in den nächsten Jahrzehnten hat gezeigt, wie weitbewandert die Wirtschaft trotz der neuen sozialen Belastung blieb.

An Verboten zum Mißbrauch der neuen Versicherungseinrichtungen fehlte es von Anfang an nicht. Aber die Erfahrungen des Weltkriegs haben bestätigt, daß die vermeintlichen Folgen der Sozialversicherung sich in engen Grenzen hielten. Von besonderem Segen für die Volksgesundheit erwies sich der bald eingeschlagene Weg, die Gesundheitsförderung immer mehr in freie und wirksamere Vorbeugung umzuwandeln. Die Verwendung der großen Geldmittel unserer Versicherungsanstalten für die Förderung des Wohnungsbaus und anderer gemeinnütziger Aufgaben machte die Versicherungsanstalten zu sozial-humanitären Leib- und Hausbankern.

Im Jahre 1914 waren von den 68 Millionen der deutschen Gesamtbevölkerung rund 20 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Zu den Versicherten gehörten neben den Arbeitern Millionen selbständiger Landbesitzer und gewerblicher Kleinunternehmer. Bis zum Kriegsbeginn wurden nahezu 11,7 Milliarden Mark Entschädigungen an etwa 127 Millionen Versicherte und deren Angehörige gezahlt; dazu hatten die Versicherten selbst etwa 6,4 Milliarden Mark beigetragen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungszweigen belief sich bis dahin auf 2,5 Millionen Mark. Die Ausgaben für die Sozialversicherung einschließlich der Verwaltungskosten hatten 1913 950 Millionen Mark betragen. Neben dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung war es zum guten Teil der Sozialversicherung zu danken, daß in Deutschland 1913 die Tuberkulose, auf 10 000 Lebende berechnet, auf 14,3 gegen 25,9 im Jahre 1892 zurückgegangen war. Die Sterblichkeit betrug 1913 nur noch 15 Todesfälle auf 1000 Einwohner gegenüber 30,6 im Jahr 1872, die mittlere Lebensdauer verlängerte sich von 1871 bis 1910 um mehr als neun Jahre. Die seelischen Wirkungen der Sozialversicherung aber haben mit dazu beigetragen, daß in den unvergesslichen Augusttagen von 1914 die Arbeiter sich einsühlten mit der ganzen Nation. Erst die spätere Wendung hat einstweilen Bismarcks Hoffnung begraben, durch die Sozialversicherung dauernde Bürgschaften für den inneren Frieden Deutschlands schaffen zu können.

Wirtschaftskrise und Verarmung bedrohen gegenwärtig auch die Sozialversicherung in hohem Grad. Darum ist es doppelt bemerkenswert, daß Deutschland nach Kaufmanns Überzeugung „heute der sozialen Versicherung mehr denn je bedarf, um aufzuerstehen, neue Kräfte zu sammeln und den inneren Frieden zu finden“.

Auf der anderen Seite aber verkennet Kaufmann keineswegs den Zwang zu größter Sparamkeit auch auf dem Gebiet der Sozialversicherung. „Zwischen den beiden Forderungen ist ein Ausgleich zu suchen. Die Sozialpolitik soll wieder eine Kunst des Möglichen werden. Es muß gelingen, unter Verzicht auf alles nicht unbedingt Gebotene, auf jede nicht mehr zeitgemäße Ueberpannung das für den Aufbau unseres Volks Wesentlichste und Wertvollste aus dem von den hehren Gedanken der Novemberbotschaft erfüllten Gesetzgebungswert zu retten. Vor allem sollte das Gefühl für die eigene Verantwortlichkeit und die Pflicht zur Arbeit, für die natürlichen wirtschaftlichen und sozialen Triebkräfte der Selbsthilfe und der Unterstützung von Seiten der Familie im deutschen Volk lebendig bleiben. Gelingt es nicht, den Irr-

wahn zu zerstreuen, daß immer nur der Staat der letzte Retter sei, so bleiben auch die schönsten Reformvorschläge ein Schlag ins Wasser.“

## Himmliches Feuerwerk

Sternschnuppen als Wunschträger

Wenn eine Sternschnuppe fällt, so sagt man, dann wird einem ein Wunsch erfüllt. Gewöhnlich aber ist die unerwartete Erscheinung eines Meteors so schnell vorüber, daß man leider in dem kurzen Augenblick keinen Wunsch zur Hand hat. Manchmal, wenn auch nicht gerade häufig, ist es aber anders! Da weiß man, wenn wir zum Himmel sehen, brauchen wir nicht lange zu warten bis eine Sternschnuppe durch die Sternbilder dahinschießt. In mehreren aufeinanderfolgenden Nächten sehen wir fortgesetzt zahlreiche Lichtblitze, es ist zeitweise so, als ob ein Welt-Feuerwerk entzündet sei. Wir können uns dann eine recht umfangreiche Sammlung von Wünschen vorfertigen, die wir zusammenstellen, und dann die Probe auf das Exempel machen. Im November 1833 erlebte man einen Sternschnuppenregen, wie ihn die Welt nicht wiedergesehen hat; in einer einzigen Nacht mögen mehr als eine halbe Million Meteore sichtbar gewesen sein.

In diesen Tagen ist es am Himmel wohl wieder recht lebhaft. Hauptächlich sind die Sternschnuppen in den Stunden nach Mitternacht zahlreich, am häufigsten, je näher die Morgendämmerung herankommt. Am ganzen Himmel, in Ost und West, in Süd und Nord, tief und hoch, sieht man die leuchtenden Bahnen; aber wenn wir ihre Lichtspuren nach rückwärts verlängern, dann scheint es so, als ob alle diese Sternschnuppen — einige Außenleiter ausgenommen — aus demselben Sternbild herkämen, aus dem großen Löwen. Deshalb heißen sie auch Leoniden. Das Sternbild steht jetzt morgens hoch am Südhimmel, links von dem Planeten Jupiter, der dann das allerhellste Gestirn ist.

Die Leoniden sind im Vergleich zu anderen Meteoren meistens sehr schnell und auffallend hell. Einige von ihnen erreichen den gewaltigen Glanz des Jupiters, ganz wenige sogar das unheimlich helle Licht der Venus. Am 17. November 1928 sah man einen Leoniden, der wahrhaftig das Licht der Venus mehrfach überstrahlte; am Ende seiner Bahn zerbrach er explosionsartig in Stücke. Der ganze Himmel erschien erleuchtet und der Glanz der benachbarten Sterne erblühte vor dem Gefunkel dieser Feuerkugeln.

Im November vorigen Jahres war das Leonidenschau-spiel viel auffallender als man erwartet hatte. Das Maximum des Meteorfalls war am frühen Morgen des 17. dieses Monats. Wand' er der Schnuppen waren wie richtige Feuerbälle; ihre Lichtspuren konnte man noch lange Zeit nach dem Verlöschen wahrnehmen. Eine dieser überhellen Sternschnuppen explodierte, ihre Lichtspur blieb noch 25 Minuten später sichtbar. — Genaue Voraussagen lassen sich für das Auftreten von Sternschnuppen nicht machen. Der Höhepunkt der Erscheinung tritt gewöhnlich am 16. oder 17. November, früh morgens, ein. Einige Tage vorher und nachher zeigen sich Leoniden in geringerer Zahl. Das Mondlicht beeinträchtigt diesmal das Schauspiel nicht.



Zum Kränzchen kommt der Damen-Flor, und einstimmig ertönt's im Chor: „Sagt Mutter Anna, wie Ihr macht, der Boden ist 'ne wahre Pracht!“

Verwenden Sie „Perwachs“: Sie werden dieselbe Bewunderung und Freude erleben, denn „Perwachs“ schafft tatsächlich schönsten Hochglanz — ohne Mühe Hochglanz ohne Glätte — „Perwachs“ nur hauchdünn auftragen, danach sofort polieren. Sie sparen also Geld und Zeit. Machen Sie unbedingt einen Versuch. Die Dose Nr. 1 kostet nur 80 Pfennig.



Thompson-Werke G. m. b. H. Düsseldorf

Die Leoniden sind im allgemeinen ganz kleine Himmelskörper. Zahllos viele sind davon vorhanden und wandern unentwegt auf einer breiten Straße durch das Sonnensystem, die in sich selbst zurückläuft. In die Nähe dieser Meteorstraße kommt unsere Erde jedesmal gegen Mitte November, der Marsdriftung der kleinen Körperchen entgegenliegend. Und manche der Meteore, die etwas abseits des Hauptstroms geraten sind, gelangen in unsere Atmosphäre, mit einer Geschwindigkeit von 70 bis 80 Kilometern in der Sekunde. Da ist es kein Wunder, daß sie durch die Reibung der Luft sehr heiß werden und schließlich verdampfen. Sie leuchten im Durchschnitt in 130 bis 140 Kilometer Höhe auf, und wenn sie erlöschen, sind sie etwa 90 Kilometer hoch.

**Klavier** wenig gebraucht, wie neu, haben sehr preiswert zu verkaufen  
Schiedmayer & Söhne, Pianofabrik, Stuttgart, 16 Neckarstr. 16.

### „Eine Frage auf Leben und Tod!“

Ein mutiges Wort Yes

Der chinesische Vertreter erklärt in einem Schreiben an das Völkerbundssekretariat, wenn der Rat erklären sollte, daß er auf Grund des Artikels 11 nicht mehr tun könne, würde die chinesische Vertretung nicht zögern, sich sofort auf andere Artikel der Völkerbundscharta zu berufen. Es handle sich um eine Frage auf Leben und Tod für die chinesische Regierung, deren politische Existenz an eine Politik des Vertrauens zum Völkerbund gebunden sei. Wenn der Rat versage, werde die chinesische Regierung gezwungen sein, die Verantwortung dafür auf die abzuwälzen, die den Fehler begangen hätten, d. h. die Großmächte, die nicht die geringste Geste unternahmen wollen, um die Völkerbundscharta zu verteidigen, die zu achten sie sich feierlich verpflichtet haben. Es handle sich also in gleicher Weise um eine Frage auf Leben oder Tod für den Völkerbund und für die Abrüstungskonferenz.

### Der Stand der öffentlichen Verschuldung

Gesamtschuld rund 24,1 Milliarden Mark

Wie aus einer Uebersicht des Statistischen Reichsamts hervorgeht, ergibt sich für Reich, Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände am 31. März 1931 eine Verschuldung von rund 24,1 Milliarden Mark, wozu noch gegenseitige Schuldenbeziehungen zwischen den Körperschaften von etwa 1,4 Milliarden Mark kommen. Obgleich die Schuldsumme hinter dem Betrag von rund 32 Milliarden Mark im letzten Vorjahresjahr zurückbleibt ist die Zinsbelastung weit höher als damals. Wenn man nur mit einer Durchschnittszinssatzung von 7 v. H. rechnet, ergibt sich gegenwärtig eine Jahreslast (ohne Tilgungszahlung) von rund 1,7 Milliarden Mark gegenüber rund 1,3 Milliarden Mark im Jahr 1914 (Durchschnittszins etwa 4 v. H.). Die jährliche Zinslast ist also trotz niedrigerer Verschuldung um rund 400 Mill. Mark gewachsen.

Die gesamte Reichsschuldverschuldung von 24,1 Milliarden Mark verteilt sich am 31. März 1931 folgendermaßen: 11,34 Milliarden oder 47,1 v. H. auf das Reich, 9,93 Milliarden oder 41,3 v. H. auf Gemeinden und Gemeindeverbände, 2,17 Milliarden oder 9 v. H. auf die Länder und 0,64 oder 2,6 v. H. auf die Hansestädte. Die Gesamtverschuldung der deutschen Wirtschaft ist auf etwa 90 Milliarden Mark zu veranschlagen. Die langfristige Verschuldung der Landwirtschaft beträgt gegenwärtig 7,35 Milliarden, wozu noch die Verschuldung durch Renten- und Anteile kommen. Die kurzfristigen Schulden belaufen sich auf 4,5 Milliarden. Die Zinslast der Landwirtschaft beträgt 1,2 Milliarden ohne Tilgungszahlung.

Eine fabelhafte Leistung kaufmännischer und juristischer Darstellungskunst ist die „Verjüngungs-Luoga“ der „Wirtschaftlichen Kurzbrieft“, die im Rudolf Lorenz-Verlag, Charlottenburg 9, erschienen ist. Das Werk hat einen Umfang von über 2 300 Seiten und enthält damit den gesamten Stoff, der in den Jahrgängen 1920 bis 1930 in den „Wirtschaftlichen Kurzbrieften“ behandelt wurde. Alles Veraltete bzw. Ueberholte ist ausgeschieden. Die „WK“ bringen laufend Kurzberichte über Steuer-, Verkehrs-, Wirtschafts-, und Rechtsfragen, sie behandeln alle Steuern, bringen laufend die Gesetze im Urtext, Berichte über das Arbeitsrecht, das Versicherungsrecht, über das Recht der Handelsgesellschaften, kurz: sie verarbeiten all den Stoff, den jeder, der im Wirtschaftlichen steht, unbedingt in sich aufnehmen muß. Das Material ist in 31 Gruppen unterteilt. Die „WK“ stellt nicht etwa ein fest gebundenes Buch dar. Der Stoff ist vielmehr in 3 Ordnern zusammengestellt, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, das Nachschlagewerk durch Zubestellen der wöchentlich erscheinenden „Wirtschaftlichen Kurzbrieft“ immer auf dem laufenden zu halten. Die Handhabung ist die denkbar einfachste. Die „WK“ werden mit perforierten und gelochten Blättern geliefert. Man reißt also einfach die Blätter heraus und heftet sie unter die am Kopfe eines jeden Blattes vorgesehene Gruppe entsprechend der Seitenzahl ab. Damit schafft man sich ein Handwerkszeug, das wirklich 100%ig und für den Kaufmann nicht mehr entbehrlich ist. Wir versprechen nicht zu viel, wenn wir behaupten, die „WK“ gehört in jedes Büro, auf jeden Schreibtisch! 41.000 zahlende Abonnenten sind wohl der beste Beweis dafür. Interessenten wenden sich am besten unter Bezugnahme auf unsere Zeitung direkt an den Rudolf Lorenz-Verlag, Charlottenburg 9, Kaiserdamm 38.

**Neuer Beruf** für Herren und Damen durch Einrichtung einer Maschinenstrickerei im Hause. Hoher Verdienst wird leicht erzielt, da wir die fertige gestrickte Ware abkaufen.  
Näheres Firma „Regentin“, Ratibor O. S. No. 49

**Wasserralfinger Öfen** das schwäbische Qualitäts-Erzeugnis  
Sparen Brennmaterial, erzielen außerordentlich hohe Heizleistungen  
Neuzeitliche Formen irisches Systems, mit und ohne Koch-einrichtung • Kochkachelöfen Blechmantelöfen für Siedelung und Eigenheim  
Öfen für Großraum- und Autohallenheizung  
Bezug durch den Ofenhandel  
Schwäbische Hüttenwerke & Wasserralfinger (Württemberg)

Roth's Gemüsezwiebackmehl ist die idealste Kindernahrung  
man verlange sie deshalb in allen Apotheken und Drogerien.